



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Senectus loquax : Plaudereien eines alten Deutschen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

machten uns ihre Aufwartung. Das zog spaßhaft, ernsthaft, endlos vorüber. Jeder riß vor unsrer Höhle sein Mützchen vom Kopf usw.“ Der Kinderphantasie, die das für möglich hält, ist also die Erzählung gefolgt und setzt es in Wirklichkeit um. Auch allmählich absterbender Sitten wird gedacht, aber nicht in langweilender Beschreibung, z. B. der Sippengenossenschaft des „Ploog.“ Sie „vertrat in der allgemeinen Schwermut den frischen Mut zum Leben. Auch bei den thränenreichsten Todesfällen war sie schon, wenn noch der Trauerzug langsam dahinschaufelte, beschäftigt, die von der Unabwendbaren zerschnittenen Fäden neu anzuknüpfen.“ Das führt uns unmittelbar auf das Verfahren des Verfassers unsers Buches. In Wirklichkeit stimmt ja unser Gemüt die uns umgebende Natur und nimmt von ihr und aus ihr den Ton, der zu seiner Stimmung paßt. Dem schwersten Leid nützt kein Sonnenschein, und dem Glücklichen ist der Himmel leicht hell genug. Ob das Landleben heute den Frieden, den wir in der Stadt vermiffen, in Wirklichkeit noch hätte und gäbe, bleibt höchst ungewiß. Unfre Gedanken suchen etwas für das Verlorne oder vielleicht auch nur Vermißte, alles war ja überhaupt nicht Wirklichkeit, etwas that auch die vergoldende Erinnerung hinzu. Wer doch aus solchem Gespinnst festere Fäden gewinnen und mit ihnen das Verschwundene, Vergangne oder auch nur Wünschbare und Ersehnte so an unser Leben knüpfen könnte, daß es im glücklichsten Falle sogar zu erreichen schiene! Das thut unser Verfasser. Er giebt uns von seinem Sonnenschein und seinem Frieden, und wir gehen wieder an unser Tagewerk. Er ist ein Dichter, wie wir ihn brauchen. Seine Weltanschauung ist gesund und frisch; sie kann auch erfrischend und gesundmachend auf andre wirken.



Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

7



Es geschehen keine Wunder mehr, könnte heutzutage in ganz anderm Sinne gesagt werden, als der Dichter es sagen läßt, z. B. auch insofern, als die Gegenwart mit bewundernswürdigen Ergebnissen der Forschungen dermaßen überschüttet wird, daß sie über nichts mehr erstaunt. Namentlich Personen, die von den Mitteln und Wegen der Untersuchungen, dem Scharfsinn und der Kühnheit, womit auf neue Thatfachen die wichtigsten Schlüsse gebaut werden, gar keine Vorstellung haben, glauben das nil admirari zu ihrem Grundsatz machen zu müssen und würden die Mitteilung, daß eine elektrische Bahn zum Monde möglich geworden ist, vielleicht mit Achselzucken und einem „Endlich! Es war auch schon hohe Zeit!“ aufnehmen. So mehrte ein zum erstenmal nach Paris gekommner französischer Bauer alle Zumutungen seiner zur Pariserin gewordenen Tochter, Staunen zu äußern, beharrlich ab, und entschloß sich endlich vor dem damals neuen Opernhause nur zu dem kühlen Lobe: Pas mal construit ce bâtiment. Den großen wissenschaftlichen und mechanischen Neuerungen, die um die Wende der beiden letzten

Jahrhunderte auftraten, erging es bekanntlich anders. Man war sehr geneigt zu Mißtrauen und Unterschätzung und sehr wenig zu Unternehmungsgelbst und Förderung, sodaß meistens Jahrzehnte vergingen, bis die größten Erfindungen über das Stadium der Versuche hinausgelangen konnten. Küstenbewohner würden vermutlich nicht, wie zwei gelehrte Gesellschaften, das Dampfschiff für eine nutzlose Spielerei erklärt haben; aber als etwa um die Mitte der dreißiger Jahre eines Abends ein Stranddorf durch die Nachricht in Bewegung gesetzt wurde, man könne ein Dampfboot mit dem Kaiser Nikolaus vorüberkommen sehen, eilte noch jedermann auf die Düne, um das völlig neue Schauspiel zu genießen. Viel hatten wir davon allerdings nicht, da nur ein Rauchstreif zu erkennen war.

Rascher bekannt werden und sich einbürgern konnten natürlich die Neuerungen für den bürgerlichen Haushalt. Auf den wichtigen Gebieten der Beleuchtung und Erwärmung war Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang kein wesentlicher Fortschritt geschehen. Zwar hatte man nicht mehr nötig, harte und weiche Hölzer so lange aneinander zu reiben, bis ein Fünkchen hervorsprang; allein das in jeder Küche vorhandne „Feuerzeug“, ein Blechkästchen mit dem Stahl, dem kantig zersprengten Feuerstein und einem Häufchen Zunder, erforderte auch noch Aufmerksamkeit und Mühe, um den Funken mit dem Schwefelsaden aufzufangen und durch Hobelspäne oder dergleichen auf das Holz des Herdes oder des Ofens zu übertragen. Wie oft mußte die Köchin vor dem Ofen- oder Herdloche knieend ihren ganzen Atem aufbieten, um eine helle Flamme hervorzurufen! Erleichtert wurde der Prozeß durch die Erfindung der Schwefelhölzer, die in Asbestfäden getunkt wurden, die mit Schwefelsäure gesättigt waren, und durch die elektrischen Zündmaschinen; aber beide Apparate waren selten in Ordnung, weil die Materialien bald aufgezehrt wurden, und bei beiden mahnte die Gefahr der Selbstentzündung und Explosion zu großer Vorsicht. Auch die Reibhölzer galten lange Zeit für sehr gefährlich, im Königreiche Sachsen waren sie noch in den vierziger Jahren verboten.

Die Lampe, eine flache Schale mit Öl oder Thran auf einem Ständer und einem aus Fäden zusammengedrehten Dochte, erinnerte noch gänzlich an die antiken Lampen, wie sie bei Ausgrabungen in Unteritalien in großen Mengen an die Oberfläche gekommen sind, nur waren die Formen plumper; auch manche Züge, denen man noch jetzt in Italien oder in Nordafrika begegnen kann, Ornamente mit sinnigen Beziehungen, Bervielfachung der Schnäbel, Einrichtungen zum Anhängen des Gerätes, waren der Lampe auf ihrer Wanderung gegen Norden verloren gegangen. Daher qualmte sie auch nur noch in der Küche, als die Zimmer schon handlichere und mehr Licht ausgebende Konstruktionen erhalten hatten. Sehr angesehen war die sogenannte Studirlampe, deren Blechschirm einen scharf begrenzten Lichtkreis auf den Tisch warf, doch damit zugleich den weitem Raum verdunkelte, sodaß das Auge beim gelegentlichen Aufblicken des Arbeitenden unter dem jähen Wechsel leiden mußte. Diesen Fehler suchten verschiedene Konstruktionen zu vermeiden, die zugleich den Schatten des Ölbehälters aus dem Gesichtskreis entfernen sollten: Moderaturlampen mit Pumpwerk, Strallampen mit ringförmigem Ölbehälter, Schiebelampen, die an einer dünnen Säule höher oder niedriger befestigt werden konnten und den Schatten des den Docht speisenden Kastens über die Köpfe hinweg an die Wand warfen, u. a. m. Alle solche Erfindungen waren finureich, aber mehr oder weniger kostspielig und verhüteten nicht das Vorkommen der allerseits verhaßten Döfede. Deshalb behauptete sich neben allen Verbesserungen die alte Talg-, Anschlitt-, Insektkerze, die sich wenig verändert aus dem Altertum erhalten hatte. Dürfte Jean Paul noch zu den gelesenen Autoren gezählt werden, so genügte eine kurze Erwähnung der kleinen Leiden des Armen-

advokaten Siebenkäs, um den Leser an den Unterschied zwischen gezognen und gegossenen Kerzen zu erinnern, an die verschiedenen Theorien des Anzündens (nämlich am dicken oder am dünnen Ende), an die Unentbehrlichkeit der Lichtschere und die Verstimmungen, die durch zu seltenes oder zu häufiges Schnäuzen des Dochtes veranlaßt werden können. Aber wenn, wie erzählt wurde, das Standbild in Baireuth schon in Gefahr gewesen ist, für Richard Wagner angesehen zu werden, so ist an gute Bekanntschaft mit den Werken des einst übermäßig verherrlichten Dichters schon gar nicht mehr zu denken. Und wer es nicht noch selbst erlebt hat, wie eine ganze Familie um den Tisch saß, und für Lesen, Schreiben, Handarbeiten, Kupferstichbetrachten eine Talgkerze genügendes Licht verbreitete, der wird meistens die Möglichkeit leugnen oder mindestens die Bedeutung der damals erforderlichen Gerätschaften nicht zu würdigen vermögen: den Messingleuchter, worin die Kerze nach Bedarf hinauf- oder hinabgeschoben wurde, den Leuchternecht, auf dessen Dorn das zu Ende gehende Stümpfchen befestigt wurde, die Lichtschere, die den verkohlten Teil des Dochtes, den schwarzen „Räuber“ oder, wenn das Ende der Schnuppe glühte, den „Geldbrief,“ wegschnitt und gleich in ein Kämmerchen sperrete. Solche Gerätschaften sind kaum noch bei Raritäten sammlern zu sehen, manche sind offenbar nie in den sogenannten untern Klassen verbreitet gewesen. So wurde einem Bauern nachgesagt, er habe die ihm fremde Lichtputze sehr bewundert, die Schnuppe nach seiner Gewohnheit mit befeuchteten Fingern abgeriffen, sie dann sorgsam in das Gehäuse der Schere gelegt und das Verfahren als sehr praktisch anerkannt. Als der Empirestil herrschte, kamen dann die kandelaberartigen Leuchter mit Gefolge auf, alles lackirt, denn Lack verbirgt ja das wertlose Metall, läßt es freilich um so ärgerlicher wieder erscheinen, sobald er von einem heißen Tropfen berührt wird. Und in diesem Punkte war auch der Reiche nicht besser daran, der sich erlauben konnte, Wachskerzen zu brennen. Dieses wohlthätigste von allen Lichtern scheint jetzt nur noch dem Namen nach bekannt zu sein, denn wo es nicht durch Gas und Genossen verdrängt ist, da soll es wenigstens nicht mehr unverfälscht vorkommen. Das dankt man dem Stearin, Paraffin und andern chemischen Präparaten, die bis zur Einführung des Petroleums Oberwasser hatten. Auf den Gedanken, das Steinöl, das an so vielen Stellen aus dem Boden quillt, zu raffiniren, ist man merkwürdig spät verfallen, denn erst seit der Londoner Ausstellung von 1862 gewann es mit seinen neuen Lampen (und natürlich auch dem lateinischen, mit Vorliebe falsch betonten Namen) den Markt.

Daß auch die Gasbeleuchtung geraumer Zeit bedurfte, um allgemein zur Anerkennung zu kommen, ist wohlbekannt. Ein sächsischer Artillerieoffizier, der zu den Besatzungstruppen in Frankreich nach 1815 gehörte und die Gelegenheit zu einem Besuche in England benutzte, schilderte in Briefen in die Heimat die große Bedeutung des neuen Beleuchtungsmaterials mit solcher Lebendigkeit, daß er damit in Dresden Aufsehen machte und auch der Prinz Friedrich August, der spätere Mitregent, sich dafür interessirte und die frühzeitige Einführung des Gaslichtes veranlaßte. Aber noch in den zwanziger Jahren äußerte Börne in Paris außer seiner Bewunderung auch Bedenken über das scharfe, blendende Licht und sagte voraus, daß infolge dessen „unsre Enkel blind sein würden.“ Die Zunahme der Kurzsichtigkeit, die Menge von Brillenträgern schon in den Schulen scheinen seiner Befürchtung Recht zu geben. Alle Steigerungen der Leuchtkraft genügen dem Bedürfnis nicht mehr, und einen gewissen Maßstab der Vergleichung liefert uns die Erinnerung an die Helligkeit, die vor fünfzig Jahren in großen Räumen, Theatern, Konzertsälen usw. ganz ausreichend gefunden wurde.

Ein Theater hatte natürlich meine Vaterstadt zu gewissen Zeiten des Jahres

auch. Eine Scheune in einem Gasthausgarten war höchst notdürftig mit Holzbänken und einem Bühnenraum ausgestattet, und wenn die Treppen in einem Halbdunkel lagen, so schien der Bühnenraum durch die Talgkästchen in ein Strahlenmeer getaucht zu sein. Die Illusion litt durchaus nicht darunter, daß der Hermelin eigentlich schwarzgefleckter Schafspelz war. Mir verhalfen besondere Umstände frühzeitig zu einer genauern Kenntnis dieses Bühnenwesens in bescheidenen aber anständigen Grenzen. Wir wohnten nämlich dem Musentempel gegenüber, und der „Requisiteur und Zettelträger,“ auch in historischen Stücken Darsteller des „Volks,“ pflegte in unsrer Wohnung nach Requisiten zu forschen, über die der fundus instructus der Gesellschaft selbst nicht verfügte. Wie oft konnte ich unsern roten Tischteppich als Purpurmantel bewundern, und ein eigentlich ausrangirtes schmales, fleisbeiniges Kanapee diente nicht nur als elegantes Möbel im Salon, sondern auch dem großen Napoleon als letztes Ruhebett. Dafür erhielt ich nicht nur gelegentlich Freikarten, sondern wurde auch hinter den Kulissen geduldet. Und eine Folge davon war, daß der Zauber des Theaters auf mich nicht so mächtig wirken konnte, wie er von zahlreichen Schriftstellern dargestellt worden ist. Ich kannte ja sämtliche Künstler und Künstlerinnen auch im bürgerlichen Kleide, und wurde durch die derb aufgetragne Schminke nicht getäuscht. Und mit Recht hat schon Tieck, wenn ich nicht irre, darüber geklagt, wie sehr die dramatische Kunst darunter leide, daß das Publikum sich gewöhnt habe, den Darsteller trotz aller Masken als den Privatmenschen X zu sehen. Uns Kleinstädtern blieben natürlich die Privatverhältnisse der Mimen wenig verborgen, aber der „Schmiere,“ die neustens so oft (vermutlich von ehemaligen Schauspielern) lächerlich gemacht wird, glich das Leben und Treiben doch nicht; und wie ich es später in Gebirgsländern kennen gelernt habe, verdiente die Tapferkeit mitten im Glend gewiß keinen Spott, wenn beispielsweise eine Schauspielerin, die gewiß einst bessere Tage gesehen hatte, zuerst an der Kasse saß und dann — den alten Moor spielte. „Verhältnisse“ werden ohne Zweifel auch bei uns angeknüpft worden sein, ohne so bekannt zu werden, wie in einem Falle, wo ein gedenkhafter Sekundaner einer hübschen Soubrette für eine Knabenrolle seine eleganten Kleider geliehen haben sollte. Er wurde dafür zumal von den untern Klassen gröblich verhöhnt, und als er sich in hochmütigem Tone alle Zurufe verbat, machte ein vierchrötiger Tertianer sich erbötig, das mißbrauchte Gewand (die „Jacke“) auszuklopfen, aber auf seinem Leibe. Auf einen derartigen Zweikampf mochte sich der junge Aristokrat, der später im diplomatischen Dienste zu einer eigentümlichen Berühmtheit kam, nicht einlassen.

Einen einzigen von meinen Kameraden ergriff das Theaterfieber und ließ ihn auch nicht mehr los. Und als er endlich mit bitterm Schmerz erkannt hatte, daß auf den Brettern für ihn keine Vorbeeren blühten, verpflichtete er sich, um dem ersehnten Schaulake wenigstens nahe zu bleiben, einem Theateragenten, der sein hübsches, immer bereitwilliges Talent für Prologe und überhaupt für Gelegenheitsdichtungen bei dürftigem Honorar kräftig auszunützen verstand.

Um jedoch zur Frage der Beleuchtung zurückzukehren: Gas und Elektrizität haben auf der ganzen Linie gesiegt, aber es giebt noch immer Leute, die mit Wehmut der guten alten Öllampen, zum Beispiel im alten Wiener Burgtheater, gedenken und vielleicht mit Unrecht manches, was ihnen jetzt nicht gefallen will, auf Rechnung des grellen Lichts schreiben.

8

Vor zehn oder zwölf Jahren sagte Fürst Bismarck in Rissingen, als sich seine Tischgäste einstimmig als Nichtraucher bekannten, scherzhaft parodirend: „Was

soll denn aus dem Tabaksmonopol werden, wenn keiner mehr rauchen will?" An die Gefahr, daß der Deutsche sich das Trinken abgewöhnen werde, glaubt niemand; da jedoch vielfach die Beobachtung gemacht wird, die Menschheit rauche weniger als sonst, ist es ja denkbar, wiewohl wenig wahrscheinlich, daß das neunzehnte den Beinamen des Tabakjahrhunderts verdienen werde. Zu meiner Knabenzeit teilten noch viele gebildete Männer Goethes Abscheu gegen das virginische Kraut, und z. B. mein Vater äußerte oft sein Mißvergnügen über die Gewohnheit seiner Söhne, bei Spaziergängen die gute Feld- und Waldluft durch Qualm zu verderben. Die lange Pfeife gehörte wie der Schlafrock zu den festen Attributen des Landpastors; Soldaten und Jäger pflegten den Nasenwärmer zu bevorzugen; der Student brachte die Pfeife mit langem zugespitztem Wasserfaß und dem mit Emblemen und Widmungssprüchen bemalten Porzellanopf in die Heimat mit und eiferte durch sein Beispiel die „Pennäler“ an, sich durch gleiche Ausrüstung für das höhere Studium vorzubereiten. In den Städten war das öffentliche Rauchen nicht aus ästhetischen Rücksichten, sondern wegen der Feuergefährdung streng verboten, was seinen guten Grund vornehmlich in der Nähe von strohgedeckten Scheunen u. dergl. hatte, und daher stand in dem Programm der revoltierenden Schneidergesellen in Berlin laut Chamisso an erster Stelle die Rauchfreiheit, natürlich nur für Schneider. Das Verbot, das mit doppelter Strenge für Schüler bestand, machte auch ihnen den „beizenden Tobak“ zur süßen Frucht.

In einem Hymnus auf den Tabak lautet eine Strophe:

Der Bub, zum Rauchen noch nicht reif,
Entwendet dem Vater Tabak und Pfeif
Und freut sich sehr
An der Stadtmauer
Bei einer Pfeif Tabak.

Das Bild ist unstreitig gelungen. Die Gassen an der alten Stadtmauer zwischen ärmlichen Häusern hatten geringen Verkehr, und man hatte daher nicht die Begegnung eines unnachsichtigen Lehrers zu befürchten, und etwaige bittere Folgen des heimlichen Genußes konnten im Verborgnen überstanden werden. Aber heldenmütig trotzte die Jugend allen Gefahren und Beschwerden. Sogar ein Stück des spanischen Rohres, das sonst nur als Besserungsmittel geschätzt war, mußte gelegentlich Pfeife und Knaster zugleich ersetzen; es ähnelte auch einigermaßen der erst in die Mode gekommenen Cigarre. Deren Vorherrschaft machte, daß kleine Industrien verkümmerten und andre aufwuchsen. In der Nachbarschaft des Südostens hielt sich noch längere Zeit der Tschibuk und der bei sorgfältiger Behandlung sich schön färbende Meerfchaumkopf, wie in Frankreich und an dessen Grenzen die Thonpfeife mit schwärzlicher Gulotte, aber die Mengen von Cigarren, die aus der Mark Brandenburg, der Pfalz usw. nach Amerika geschickt und wieder „importirt“ wurden, konnten für die Länge dem türkischen Tabak nicht Widerstand leisten. Der Sieg der Cigarette über das schändliche Kraut in Frankreich und Italien kann noch als ein Sieg der Kultur gepriesen werden, aber mit Recht feindet man die Cigarette wegen des nervenangreifenden Aromas und wegen der Verbreitung an, die sie in der Damenwelt erstritten hat. Alles in allem betrachtet muß das Monopol als eine Luxussteuer gewiß berechtigt erscheinen, allein es hat sich erwiesen, welche Gewalt eine Agitation für Privatinteressen ausüben kann. Man wurde Jahre lang in jedem Eisenbahnwagen in Deutschland nach der höflichen Frage, ob Geneigtheit zu „einem kleinen Skat“ vorhanden sei, von erregten Gesprächen über die schändliche Tyrannei begrüßt, die Pfeife des armen Mannes verteuern zu wollen. In Wahrheit han-

delte es sich zwar sehr wenig um den armen Mann. Doch auch Leute, die sich eine teurere „Marke“ gewähren konnten, liehen ein zu willig Ohr den Lehren der „Fachmänner.“ die versicherten, daß die in Aussicht stehenden Staatsfabriken alle Deutschen vergiften und die unabsehbaren Mengen von Cigarrenhändlern zu Grunde richten würden. Der schüchtern vorgebrachte Einwand, daß man den deutschen Beamten doch gewiß daselbe Zutrauen schenken könne wie den österreichischen, daß es in Österreich keinem Menschen einfalle, die Abschaffung des Monopols zu fordern, sondern der Vorzug gleicher Qualität bei gleichen Preisen im ganzen Reiche geschätzt werde, während in Deutschland der Liebhaber gänzlich abhängig sei vom einzelnen Händler: solcher Einwand stieß auf die einstimmige Beteuerung, solch miserables Kraut werde sich ein freisinniger Deutscher niemals aufnötigen lassen. Der deutsche Raucher stehe eben auf einer höheren Stufe der Kultur. Über den Geschmack läßt sich nicht rechten, doch wird es für mich immer eine heitere Erinnerung bleiben, daß ich einen bitteren Feind aller österreichischen Cigarren eines Tages überraschte, wie er in der Münchner Niederlage von „Regiecigarren“ Vorrat zur Heimreise aus Tirol einkaufte. Übrigens dürfte das Schicksal des Monopols noch nicht endgiltig entschieden sein. Ihm sind unvermutet Mitstreiter erwachsen gerade aus den Reihen der Händler. Wenn, wie in Berlin, große Händler Verschleißorte in allen Teilen der Stadt einrichten, so ist damit der erste Schritt zum Monopol gethan, und die schwierige Aufgabe der Ablösung der Privatgeschäfte wäre bedeutend erleichtert. Indessen überlassen wir das der Zukunft!

Auf der Schule sangen wir mit andern Burschentiedern auch das „Ça ça geschmauset“ gewissenhaft mit und nahmen keinen Anstoß daran, daß Apollo höchstpersönlich Knaster den gelben fabrizirt und uns rekommandirt haben sollte; und so wird es wohl auch noch sein, obwohl Apolda mittlerweile als Bahnstation bekannter geworden ist, und das Wort Knaster kaum noch in unsrer Sprache vorkommt. Und wie viele Gebrauchsgegenstände sind uns fremd geworden! Die verkleinerte Häckelmaschine, auf der man den Rollentabak für den Pfeisentopf zurechtschnitt — der Zinnteller für den geschnittenen Knaster — die Spiritusflasche nebst dem Bergpfropfen zum Entzünden des Tabaks —, sie alle sind als verschollen anzusehen. Beweise hiefür liefern häufig dunkle Ausdrücke in ältern Schriftstellern. So ist in einem Neudrucke von Pfeffels „Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeisfchen?“ der einst vielverbreitete türkische „Blumentopf mit goldnen Reifchen“ aus rotem Thon in einen „Blumentopf“ verwandelt worden. Ja selbst der Fidibus ist ebenso unbekannt geworden, wie es der Ursprung seines Namens zu sein scheint. Wenigstens überraschte es mich unlängst, aus dem Munde einer ältern Dame zu hören, daß sie die allgemeine Verschwendung der Zündhölzer nicht mitmache, weil der aus einem Papierstreifen, z. B. aus erledigten Postkarten und Briefumschlägen, zusammengefaltete Fidibus beim Lampenanzünden reinlichern und ungefährlichern Dienst leiste und viel wohlfeiler noch sei als die an sich so unbedeutend wohlfeilen Hölzchen; an wertlosem Papier leide man ja keinen Mangel, bemerkte sie lächelnd.

Die Industrie hat sich allerdings zu helfen gewußt und die freigewordenen Plätze zehnfach neu besetzt. Fast jeder Raucher führt ja ein ganzes Arsenal „unentbehrlicher“ Gerätschaften in der Tasche mit, „Recessaires“ aller Art, Büchschon mit Hölzern und Lunten, Guillotinen zum Köpfen der Cigarren, Gefängnisse für noch glühende Cigarren, die in geschlossene Räume nicht mitgenommen werden dürfen u. a. m. Von den Geschwiftern des Rauchtabaks mag der Kautabak, das „Princhen“ des Matrosen, auf Segelschiffen sich noch ungestört seines Lebens freuen, während auf Dampfbooten der Offizier die eine Cigarette im Munde

schon die Nachfolgerin zwischen den Fingern zu drehen pflegt. Dagegen scheint der früher so mächtige Schnupstabał auf den Aussterbeetat gesetzt zu sein. Aus Rußland kommen noch hübsche Döschen mit nationalen Bildern in Lackfarben auf Metallfolie gemalt. Aber die beliebten „Dofengesichter,“ niedliche Mädchenköpfe auf runden oder eckigen Dosen, werden schwerlich noch anderswo als bei Sammlern, deren es einst viele gab, zu finden sein, ebenso wie die lasciven Szenen, die eigens für alte Herren angefertigt und nur Eingeweihten vorgewiesen wurden. Damals war auch beim Tabakskrämer eine stehende Figur der Liebhaber, der „seine Sorte“ forderte, Kapee und Parfümirten gemischt, oder dergleichen. Und die Zahl der Schnupfer, auch der Schnupferinnen, war gewiß sehr groß in Deutschland, wenn auch vielleicht weniger als in Spanien, das Lichtenberg (beiläufig bemerkt auch ein Schriftsteller, der noch gelesen zu werden verdiente) in einer Spottode auf die Belagerung von Gibraltar durch Brillen und Dosen charakterisirt. Einen Genuß muß das Tabakschnupfen unter allen Umständen so gut wie das Rauchen gewährt haben; herzhaftes Niesen kann, wie jedermann weiß, unter Umständen sehr wohlthwendig sein, und die meisten Schnupfer redeten sich gern auf Katarrhe aus. Allein die „Schnupstabałsnase“ brachte mit der Zeit das Medikament in Mißkredit, und sollte nicht einer von unsern Wunderärzten für alle und noch einige andre Leiden die Heilkraft des Schnupstabałs neuerlich entdecken, so wird ihm kaum zu helfen sein. Ohnehin ist die Stelle der fürstlichen Geschenk Dosen von Gold oder Silber, die so oft unmittelbar an den Goldarbeiter zurückwanderten, schon glänzend ausgefüllt durch Ehrenzeichen, die nach des Empfängers Tode an den „Verleiher,“ nicht Geber, wieder abzuliefern sind. Wenigstens verlautet nicht mehr, daß ein Herrscher sein Bildnis auf einem Dofendeckel verschenkt habe.

In dem Kapitel der Gesundheitspflege darf billigerweise nicht unbesprochen bleiben, daß in einem Punkte sehr erfreuliche Verbesserungen zu verzeichnen sind. Das Baden war in meinen Knabenjahren fast ausschließlich als See- oder Flußbad gebräuchlich. Ein Wannenbad im eignen Hause gewährten sich kaum sehr vermögende Leute. Für den Notfall konnte man ja, freilich tags vorher! ein warmes Bad in der Anstalt bestellen, vorausgesetzt, daß eine solche überhaupt vorhanden war. „Schneiderische Badeschränke“ oder Zinkeimer mit Brause blieben noch lange Zeit Lugeeinrichtungen, für die der Mieter der Wohnung selbst Sorge tragen mußte. In dieser Beziehung wenigstens dürfen wir mit einiger Befriedigung auf die jüngste Vergangenheit zurückblicken, wenn auch nicht auf das berüchtigte finstere Mittelalter, wo bekanntlich öffentliche Badestuben sogar in kleinen Städten etwas gewöhnliches waren.



Litteratur

Meander und Luther auf dem Reichstage zu Worms. Von Adolf Hausrath.
Berlin, G. Grote, 1897. Groß-Otav. 392 S.

Was dieses Werk Hausraths wertvoll macht, ist nicht die Aufdeckung von neuen Quellen, sondern die reiche Verarbeitung eines weitem Kreises noch wenig bekannten Quellenmaterials. Wenn freilich solche die Bewegungen großer Tage unmittelbar und bis ins einzelste widerspiegelnden Urkunden wie die Depeschen Meanders